



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Das Glück des Hauses Rottland : Roman. X.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

von dort nach dem einzig schönen Tempel Pi-yün-sse, der landschaftlich und architektonisch zu dem Schönsten gehört, was wir überhaupt an Tempelbauten gesehen haben. Von Pi-yün-sse ging es dann nach Peking zurück.

(Weitere Briefe folgen)



Das Glück des Hauses Rottland

Roman

Von Julius K. Haarhaus

X.

Merge gab sich als Schülerin wirklich redliche Mühe. Jeden Morgen, wenn ihr Gatte schon draußen auf dem Felde oder im Stall und Scheune tätig war, oder wenn die Gubernatorin noch schlief, fand sie sich bei der Priorin ein und buchstabierte mit heißen Wangen aus einem alten Bande der Frankfurter Relationen den „Wider-Abzug des Königs in Polen aus der Stadt Danzig“ oder den „Feldzug des Fürsten in Siebenbürgen, Herrn Georgii Ragozy, ins Königreich Polen“.

Schwester Felicitas sprach und schrieb ihr jedes Wort vor und hatte die Genugtuung, daß sich ihre Methode aufs beste bewährte. Seltsamerweise fand die junge Frau das Schreiben leichter als das Lesen, und wenn sich in ihrer ungelentken Hand der Gänsekiel auch manchmal etwas widerspenstig zeigte, so gelang es ihr doch, sich die Schriftzeichen schneller und fester einzuprägen als die verschnörkelten Druckbuchstaben.

„Glaubt Ihr, daß ich bald einen Brief zustande bringe?“ fragte sie eines Tages ihre Lehrerin.

„Wenn du weiter so fleißig bist, wird es nicht mehr lange dauern,“ meinte die geistliche Dame, glücklich über Mergens Eifer.

„Ach, das wäre herrlich! Ihr könnt Euch gar nicht vorstellen, wie ich mich darauf freue,“ sagte die junge Frau mit strahlenden Augen.

„Du möchtest wohl deinem Manne zum neuen Jahr eine lettre de félicitation, will sagen: einen Gratulationsbrief schreiben?“

„Ja — das wohl auch,“ antwortete Merge etwas gedehnt, „aber die Hauptsache ist doch, daß ich bald einen richtigen Brief schreiben kann.“

„Und an wen möchtest du so einen richtigen Brief schreiben?“

„An den Mathias zu Wachendorf.“

Sie sagte es ein wenig unsicher, und ihre Unsicherheit wuchs, als sie die Augen ihrer Lehrerin mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens auf sich gerichtet sah.

„So, so, also ein billet an den neveu! Und was willst du ihm mitteilen?“

Merge errötete bis zu den Schläfen. aber sie sagte sich ein Herz und sagte fest:

„Ich will ihm schreiben, er soll uns bald einmal wieder besuchen. Hier zu Rottland ist es gar zu langweilig,“ setzte sie zur Entschuldigung hinzu.

Die Priorin war sprachlos. Es währte eine ganze Weile, bevor sie ihre Fassung wieder fand. Dann aber bemerkte sie sehr diplomatisch:

„Ma chère, mit dem Buchstabenmalen allein ist es nicht getan. Man muß auch lernen, wie man einen Brief in schicklichen Worten abfaßt. Und das ist das Schwierigste.“

„Ich möchte schreiben, was mir gerade in den Sinn kommt. Er wird's schon verstehen,“ erklärte die junge Frau.

„Mon dieu, quelle intuition étrange!“ seufzte Schwester Felicitas, entsetzt über die Fähigkeit, mit der Mergé bei ihrem Plane beharrte. Und als der Bruder am Mittag aus dem Walde heimkehrte, nahm sie ihn beiseite und machte ihm unter Preisgebung des mit ihrer Schülerin verabredeten Geheimnisses Mitteilung von der Absicht seiner Frau, mit dem Neffen brieflich in Verbindung zu treten.

Ganz wider ihre Erwartung hörte Herr Salentin ihren Bericht sehr gelassen an.

„Sie hat recht, wir müssen den v. Pallandt einmal invitieren,“ sagte er, nachdem sie geendet hatte. „Ich begreife gar nicht, warum er nicht schon längst einmal gekommen ist. Er hat sich bei meiner Hochzeit so brav benommen, und hat sich außerdem mit der ganzen affaire, ich meine mit der mariage, so convenablement abgefunden, daß ich ihn wirklich estimieren muß und mich aufrichtig freuen würde, ihn öfter bei uns zu sehen. Und der Mergé ist er vom ersten Tage an mit großem respect begegnet und hat sie die Standes-difference auch nicht im Geringsten fühlen lassen. Das vergeß' ich ihm mein Lebtag nicht. Daß er ein bißchen commerce mit ihr hat, kann gar nicht schaden, denn erstens hat sie dadurch ein wenig diversion, und zweitens hat er eine excellente façon, ihr gute Manieren beizubringen, und das hat sie noch sehr nötig. Du würdest mich also obligieren, chère soeur, wenn du dem v. Pallandt ein paar aimable Zeilen schreiben und ihn in meinem Namen bitten wolltest, uns am nächsten Sonntag durch seine visite zu erfreuen.“

Die Priorin war wie vor den Kopf geschlagen. Sie hatte von der Klugheit der Männer nie eine besonders hohe Meinung gehabt, daß aber ihr eigener Bruder so unsagbar verblendet hätte sein können, das wäre ihr niemals in den Sinn gekommen. Nun — sie hatte ihre Schuldigkeit getan; wenn er durchaus in sein Verderben rennen wollte, so war das seine Sache. Mehr als ihn warnen konnte sie nicht.

Sie sollte den jungen Pallandt einladen! Sie sollte mit eigener Hand dem Verhängnis noch Vorschub leisten, das sie unaufhaltsam herannahen sah! Nicht, daß sie etwas gegen Mathias auf dem Herzen gehabt hätte! Im Gegenteil: sie schätzte ihn, seit die Verbindung zwischen Haus Rottland und Wachendorf wieder hergestellt worden war, nicht weniger als ihr Bruder. Er mochte seine Fehler haben, gewiß! Aber diese Fehler waren die Fehler der Jugend, über die man mit liebevoller Nachsicht leicht hinwegkommen konnte. Sein Herz jedoch war gut, das stand für sie fest, denn ein junger Mensch, der sich jahrelang nach holländischen Moppen gesehnt hatte, mußte sich das Gemüt eines Kindes bewahrt haben.

Dennoch, das wußte sie nur zu genau, waren ihre Bedenken gegen seinen Verkehr mit Mergé durchaus berechtigt. Die Jugend fühlt sich eben zur Jugend

hingezogen, und daß sich dieses Elementargesetz der Natur zu allen Zeiten stärker erwiesen hat als alle Gebote der Sitte, war der alten Dame trotz ihrer klösterlichen Vergangenheit nur zu bekannt. Sie suchte in ihren Nöten Beistand bei der Schwester und hatte die Genugtuung, daß die Gubernatorin ihre Besorgnis teilte.

„Ich habe es schon lange kommen sehen,“ sagte Frau v. Öbinger, „aber Salentin ist so incurablement verliebt in sie, daß sie ihn um den Finger wickeln kann. Das weiß sie nur zu gut, und daher stammt auch ihre obstination gegen uns. Aber was können wir tun? Es ist unser Unglück, daß wir auf seine bonne humeur angewiesen sind. Wir müssen uns fügen, aber wir wollen die Augen aufhalten, denn zu einem éclat darf es nie und nimmer kommen.“

So mußte sich Schwester Felicitas also wohl oder übel hinsetzen und die Einladung an Herrn v. Ballandt schreiben.

Er kam und wurde von dem Friemersheimischen Paare mit wahrer Herzlichkeit empfangen. Die beiden alten Damen zeigten sich zunächst ein wenig zurückhaltend, das Eis, womit sie ihren Busen umpanzert hatten, schmolz jedoch vor der Sonne seiner Liebenswürdigkeit bald dahin. Sie bemerkten mit innigem Vergnügen, daß er die junge Frau mehr wie ein Kind behandelte und ihre Versuche, ihn für sich in Anspruch zu nehmen, jedesmal mit einem Scherz vereitelte. Mit dem Oheim sprach er sehr gefest und verständlich über die neue Türkensteuer und über die Überrumpelung Straßburgs durch den König von Frankreich, gegen den er einen gewaltigen Haß zu hegen schien. Immer aber wußte er die beiden Damen ins Gespräch zu ziehen und dieses auf Gebiete hinüberzuspielen, für die er Interesse bei ihnen voraussetzen durfte. Er kannte auf das Genaueste die Familienverhältnisse der beiden Fräulein, die am Sankt Katharinentage zu Marienstern Profess getan hatten, und wußte alle Einzelheiten von der Hochzeit im Hause Metternich-Bourscheid zu berichten. Und als er am späten Abend wieder heimritt, waren sich die Schwestern darüber einig, daß ihre Befürchtungen ganz unbegründet gewesen waren, und daß die Schwägerin in der Tat viel, sehr viel von dem Wachendorfer Neffen lernen könne.

Sie ließen sich nicht einmal durch das Schneetreiben der dunkeln Winter- nacht abhalten, den charmanten Cavalier beim Abschied bis in den Hof zu geleiten, und vereinigten ihre Bitten, daß er seinen Besuch recht bald wiederholen möchte, mit denen Salentins und Mergens. Er gab die Zusage, zu kommen, so oft es ihm möglich sein würde, und hielt sein Wort. Selten verging eine Woche, wo er nicht in Haus Rottland vorsprach. blieb er einmal länger als gewöhnlich aus, so fühlten sich die Verwandten beunruhigt, wenn auch keiner mit den anderen darüber sprach. Aber jeder machte sich seine besonderen Gedanken über die Veranlassung seines Fernbleibens: der Oheim vermutete, er könne vielleicht Kriegsdienste gegen die Franzosen oder die Türken genommen haben, die junge Tante argwöhnte eine Liebenschaft, die Priorin fürchtete, er möchte erkrankt sein oder einen Unfall mit dem Pferde erlitten haben, und die Gubernatorin erging sich in Mutmaßungen, ob man den jungen Herrn, der eine so gute Figur machte und der sich so gewandt und sicher zu benehmen verstand, etwa an den Hof des durchlauchtigsten Regenten gezogen habe.

Niemand wartete sehnlicher auf ihn als Merg. Ihr scharfes Ohr erkannte den Hufschlag seines Rosschimmels auf der hartgefrorenen Straße lange, bevor

der Reiter sichtbar wurde. Wenn sie dann sagte: „Nun kommt Herr Mathias,“ bemächtigte sich der anderen eine freudige Bewegung, obgleich jeder sich den Anschein zu geben suchte, als zweifle er an der Fähigkeit der jungen Frau, die Ankunft des Neffens so bestimmt vorauszusagen.

Eines Tages kam das Gespräch auf die Musik, und Herr v. Pallandt fragte Mergé, ob sie nicht zu singen verstehe. Als sie zögernd zugab, daß sie vor ihrer Verheiratung hin und wieder bei der Arbeit ein Liedchen gesungen habe, bestand er darauf, eine Probe ihrer Kunst zu hören. Sie weigerte sich anfangs; ihr Gatte gebot ihr jedoch, sich nicht zu zieren und dem Neffen den Gefallen zu tun. Da stimmte sie eine einfache Weise an, wie sie die Holzheimer Mädchen beim Spinnen zu singen pflegten. Mathias lobte ihre Stimme, der man freilich den Mangel jeder Schulung anmerkte, und erbot sich, ihr Gesangunterricht zu erteilen. Er sei zwar selbst gerade kein Meister in dieser Kunst, habe aber, da er beim Leibregiment zu Düsseldorf gestanden, bei dem Tambour seiner Kompanie, einem Italiener, der ehemals Virtuoso bei der Opera zu Venedig gewesen, Lektionen genommen.

Mergé ging auf das Anerbieten des Neffen mit großer Bereitwilligkeit ein, und ihre Freude kannte keine Grenzen, als die Gubernatorin bemerkte, daß auf dem Boden eine Laute liege, auf der sie früher selber ein wenig geklumpert habe, und daß sie dieses Instrument der Schwägerin gerne zur Verfügung stelle.

Die beiden jungen Leute eilten die Treppe hinauf und machten sich auf die Suche. Sie warfen das Gerümpel durcheinander, kramten in Kisten und Kästen, lachten über den Hausrat der Vergangenheit und fanden auch eine Schachtel mit Saiten, die Laute selbst wollte sich jedoch nirgends entdecken lassen. Man gab die Hoffnung auf, und Mergé schickte sich an, eine Kiste, die man aus einem Winkel unter dem Dache hervorgezogen hatte, wieder an ihren Platz zu rücken. Als sie sich nach Mathias umwandte, stand dieser in einem seltsamen Aufzuge hinter ihr: er hatte sich einen alten Stechhelm über den Kopf gestülpt und versuchte, sie durch kriegerische Gebärden zu erschrecken. Sie ließ sich jedoch nicht ins Bodshorn jagen, sondern ergriff ein Mangelholz und schlug damit so wacker auf seine eiserne Kopfbedeckung los, daß ihm die Ohren dröhnten. Er wollte sie entwaffnen, aber sie war schneller als er, entwischte ihm und fiel ihm in den Rücken. Der schmale Augenspalt des Helmes verhinderte ihn, ihre Bewegungen zu verfolgen, sie huschte, wenn er sie greifen wollte, an ihm vorbei, duckte sich in einen Winkel und bombardierte ihn aus dem Hinterhalt mit dem Plunder, der gerade in den Bereich ihrer Hände geriet. Endlich glaubte er, sie in die Enge getrieben zu haben, und stürmte mit ausgebreiteten Armen auf sie ein, da stieß er mit dem Helme an einen Gegenstand, der bei der unsanften Berührung einen langgezogenen wimmernden Laut von sich gab. Es war die Laute, die gänzlich verstaubt und verstimmt an einem Balken über ihren Köpfen hing.

„Man sieht doch, wozu Kindereien gut sind,“ sagte er, indem er sich des schweren Helmes entledigte, „ohne unsre Narrenspößen hätten wir das Ding da nun und nimmer gefunden. Nun aber lassen Sie uns Frieden schließen, chère tante.“

Er hatte sie in die Ecke zwischen dem steil abfallenden Dache und einem Bretterverschlage gedrängt und versperrte ihr mit seiner mächtigen Gestalt den Weg.

„Ja, wir wollen Frieden schließen,“ erwiderte sie ein wenig befangen.

Er faßte ihre Hände, machte aber keine Miene, sie freizugeben.

„Nun ist's genug, laßt mich gehn!“ hat sie mit gepreßter Stimme.

„Nein, soweit sind wir noch nicht,“ flüsterte er, „Sie haben den ersten Schlag getan, daraus folget, daß Sie das Gewette zahlen müssen.“

„Was soll ich Euch geben?“ fragte sie betroffen.

„Einen Kuß.“

Sie lachte laut auf.

„Ihr seid von Sinnen, Herr! Wie käm' ich dazu, Euch einen Kuß zu geben?“

Sie versuchte, sich an ihm vorbeizudrängen, er hielt sie jedoch mit eisernem Griffen fest.

„Hat man je so etwas erlebt!“ rief er mit komischer Entrüstung, „eine tante, die ihren neveu nicht küssen will!“

Sie mußte wider Willen lachen.

„Na, wenn Ihr ein artig Büblein wäret, dann tät' ich's,“ erwiderte sie.

„So aber seid Ihr mir schon zu groß dazu.“

Er ließ ihre Hände los, bückte sich, hob sie empor und stellte sie auf eine Kiste.

„Sehen Sie, madame,“ rief er triumphierend, „jetzt haben Sie, was Sie wollen: der neveu reicht Ihnen gerade bis an den Gürtel!“

„Um Gotteswillen, nicht so laut!“ stammelte sie, „die Alten haben noch scharfe Ohren.“

Jetzt wußte er, daß er gewonnenes Spiel hatte.

„Bekomme ich nun bald meinen Kuß?“ fragte er herrisch.

Sie schaute ihn prüfend an. Und da sie die Entdeckung machte, daß sein Antlitz wirklich das eines großen wilden Jungen war, strich sie ihm das Haar zurück und berührte mit ihren Lippen ganz leicht seine Stirn. Da glitten seine Hände an ihr empor, legten sich wuchtig auf ihre Schultern und drückten sie nieder, daß ihr die Knie einknickten. Sie gab sich Mühe, ihm Widerstand zu leisten, aber es war umsonst: sie fühlte plötzlich, daß sie doch nur ein schwaches Weib sei, dem das Schicksal bestimmt hat, schweigend zu dulden. Und so duldete sie denn, daß er seinen Mund zu einem langen Kusse auf den ihren preßte.

Endlich gelang es ihr, sich aus seinen Armen loszumachen. Sie sprang von der Kiste herab und eilte nach der Treppe hin. Dort blieb sie stehen und sah sich nach ihm um.

Er nahm gelassen, als sei nichts geschehen, die Laute von dem Balken, stäubte sie ab und begann, während er an Mergens Seite die Treppe hinunterging, die Wirbel anzudrehen.

Das Antlitz der jungen Frau glühte, als sie mit Mathias wieder in das Wohngemach trat. Es war ihr peinlich, daß die Augen der Schwägerinnen mit einem so seltsamen Ausdruck auf ihr ruhten,

„Du siehst ja entsetzlich echauffiert aus, ma chère,“ wandte sich die Gouvernatorin an die junge Frau, die vor Verlegenheit beinahe umkam.

„Sie hätten aber auch sehen müssen, wie madame ma tante gearbeitet hat,“ antwortete statt ihrer der Nefte, „Kisten und Kasten haben wir ausgeräumt, und wo glauben Sie, daß wir das Ding schließlich gefunden haben? Es hing zu

unsern Häupten, gleichsam als hätte es Sanct Caecilia selbst vom Himmel herabgelassen.“

Die alte Dame schien sich bei diesem Bescheid zu beruhigen, und Schwester Felicitas fand die kühne Wendung sogar ungemein poetisch.

An diesem Tage wurde mit dem Unterricht noch nicht begonnen, denn das Instrument mußte erst neu bezogen und gestimmt werden. Und dazu brauchte Herr v. Ballandt viel Zeit.

Als er das nächste Mal wiederkam, brachte er ein Buch mit, Herbstens *Musica practica*, die er seinen Lektionen zu Grunde legte. Mergé, die darauf gerechnet hatte, gleich ein schönes Lied einstudiert zu bekommen, und die sich nun dazu verurteilt sah, „stundenlang Ansaß- und Treffübungen zu machen und sich mit der *messa di voce* abzuquälen, war von seiner Methode nicht gerade entzückt, kam jedoch den Anweisungen ihres Lehrmeisters mit einem Eifer nach, der diesen selbst in Erstaunen setzte.

Die alten Herrschaften hatten dem Unterricht anfangs mit Interesse beigewohnt, hielten es aber bald für geratener, sich für die Dauer der Lektionen in die Naturalienkammer zurückzuziehen und die jungen Leute allein zu lassen. Der Freiherr fand hier bei seinen Schätzen natürlich die angenehmste Zerstreuung, die Schwestern jedoch, die sich in dem Raume nie recht zuhause fühlten, saßen mit einem gewissen Unbehagen über ihrer Handarbeit, lauschten wachsam auf die gedämpften Töne, die aus dem Untergeschoß zu ihnen heraufdrangen, und wunderten sich über die immer länger werdenden Pausen zwischen den einzelnen Übungen.

„Salentin, unten ist wieder alles tranquille,“ sagte bei einer solchen Gelegenheit Frau von Ödinghoven zu ihrem Bruder. „Wachst du dir denn gar keine Sorgen?“

„Weshalb?“ fragte er erstaunt.

„Nun — man sollte die jungen Leute doch nicht allein lassen. Ich will ja nichts gegen Mergé und den v. Ballandt sagen, aber sie sind eben beide jung, und in der *musique* steckt ohnehin un peu de maquerellage.“

„Kennst du das wirklich *musique*, was die da unten machen?“ fragte der Freiherr heiter. „Ich habe bisher immer nur ein wenig Dubelei gehört. Und die kommt mir gar nicht *séduisante* vor. Aber wenn du Angst hast, wir könnten eine *bêtise* erleben, so will ich dir nicht verwehren, dich als *sentinelle* dazuzustellen.“

Dazu sollte es jedoch zunächst nicht kommen, denn bei der jungen Frau machten sich einige Tage später allerlei Unpäßlichkeiten bemerkbar, die sie, die bis dahin immer kerngesund gewesen war, für die Anzeichen einer schweren Krankheit hielt. Mangel an Appetit wechselte bei ihr mit einem wahren Heißhunger, Gerichte, die sie sonst immer gern gegessen hatte, flößten ihr Widerwillen ein, sie klagte über Hauptweh, Schwindel und Mattigkeit, und ihre frischen Farben wichen einer Blässe, die ihr Aussehen völlig veränderte. Sie verlor ihre Heiterkeit, wurde reizbar und weigerte sich, den Neffen, als dieser zur gewohnten Stunde erschien, zu sehen.

Frau v. Ödinghoven, die ihn empfing und ihm über Mergens Zustand einige Aufklärung gab, deutete an, daß sie es für ratsam halte, die Lektionen auf einige Zeit zu unterbrechen, da ihre Schwägerin zunächst der Ruhe und Schonung bedürfe.

Fühle sie sich erst wieder wohler, so könne der Unterricht, der ja auf ihr Gemüt vom günstigsten Einfluß sein müsse, getrost wieder aufgenommen werden.

Mit dieser Anordnung war Mergé keineswegs einverstanden. Sie schien ganz vergessen zu haben, daß sie selbst gewünscht hatte, mit dem Besuch verschont zu werden, und erging sich in bitteren Anklagen gegen die alten Damen, die Tag und Nacht darüber nachsannen, wie sie sie um jedes unschuldige Vergnügen bringen könnten. Zu ihrer Verwunderung blieben die Schwägerinnen jedoch bei solchen Beschuldigungen heiter und freundlich, bemühten sich, sie zu trösten, und gingen auf ihre oft recht sonderbaren Wünsche und Fragen mit einer wahren Engselgeduld ein.

Ihr Gatte, der sich sonst eigentlich nie viel um sie gekümmert hatte, betrachtete sie jetzt häufig mit Blicken, in denen zarte Teilnahme und innige Freude lag, erkundigte sich liebevoll nach ihrem Ergehen und suchte sie durch kleine Aufmerksamkeiten zu überraschen. Das mochte dazu beitragen, daß sie sich langsam wieder fand, ihren Zustand mit mehr Gelassenheit ansah und für die Aufgaben, vor die sie sich jetzt gestellt sah, allmählich immer mehr Verständnis gewann.

Nur eins empfand sie als einen überlästigen Zwang: die fortwährende Beaufsichtigung durch die beiden alten Damen. Wenn sie einmal eine rasche Bewegung machte, wenn sie sich nach einem Garnknäuel bückte, wenn sie die Treppe hinauffürmen wollte, wenn sie einen Krug vom Wandfims herabzulangen versuchte, wenn sie sich anschickte, ohne eine warme Jacke über den Hof zu gehen: immer mußte sie sanfte aber eindringliche Worte der Ermahnung hören und, was das Schlimmste war, auch befolgen!

So kam der Sommer ins Land, und mit den Saaten, die sich schon gelb zu färben begannen, reiften auch die frohen Hoffnungen der Bewohner von Haus Rottland ihrer Erfüllung entgegen.

Es war an einem Juliabend, als der Freiherr am Fenster seiner Naturalienkammer stand und gedankenvoll in den Garten hinunterschaute, in dessen mit Unkraut überwucherten Wegen Mergé gerade auf- und niederwandelte.

Die Gubernatorin, die draußen auf dem Vorsaal Wäsche eingeräumt hatte, gefellte sich zu ihm.

„Es wird doch wohl nicht zu humide im Garten sein?“ sagte sie mit einem besorgten Blick auf die junge Schwägerin. „Und dann fürchte ich immer, sie ißt zuviel von den Stachelbeeren. Siehst du, Salentin, da steht sie schon wieder bei den Büschen! Das kann doch nicht salutare für sie sein.“

Der Bruder antwortete nur mit einem tiefen Seufzer. Er hatte den Arm auf den Fensterwirbel gelegt und stützte die Stirn in die Hand.

Frau von Öbinger betrauerte ihn prüfend von der Seite. Sie fand, daß er in der letzten Zeit stark gealtert hatte.

„Fühlst du dich nicht wohl, cher frère?“ fragte sie teilnehmend. „Du kommst mir jetzt immer so affligiert vor.“

„Ich bin nicht malade, Metta,“ entgegnete er mit einem schwachen Versuche, zu lächeln, „aber du wirst dir doch denken können, daß ich mir Sorgen mache.“

„Aber Salentin! Deine épouse ist jung und robuste, wie kannst du dir da Sorgen machen! In ihren Jahren und bei ihrer constitution ist es eine bagatelle. Und an prévoyance lassen wir es doch auch nicht fehlen.“

„Nein, nein, das ist es nicht,“ sagte er hastig. „Ich denke nur an das Kind. Wenn die alte Familienmisere wiederkäme! Du weißt doch: unsere beiden oncles waren taubstumm.“

„Schwester Felicitas und ich haben auch schon daran gedacht,“ gestand die Gubernatorin kleinlaut. „Aber muß es denn wiederkommen? Du bist gesund, und die Mergé ist gesünder als alle, die je in unsre Familie hinein geheiratet haben. Und die Schwester und ich sind doch auch nicht taubstumm.“

Der alte Herr mußte trotz der Sorge, die ihn bedrückte, lachen.

„Weiß Gott, das stimmt!“ sagte er. „Ihr beide seit alles andre als taubstumm. Uns drei hat es verschont, aber das Geschlecht, das nach uns kommt, ist wieder an der Reihe.“

„Wir können nichts tun als hoffen und beten,“ bemerkte die Schwester leise. Dann aber drängte sie den Bruder energisch von seinem Platze weg, riß das Fenster auf und rief:

„Liebe Mergé, wenn du deinem Mann eine recht große complaisance erweisen willst, dann sei raisonnable und iß keine Stachelbeeren mehr!“

(Fortsetzung folgt)



Das Erlebnis

Ein Vorschlag zur Kunsterziehung

Von Dr. Robert Corwegh = Leipzig



ie ein Blitz in plötzlichem Aufleuchten eine Gegend, die im Dunkel lag, erhellt und entschleiert, so kann ein Wort ein ganzes Gebiet unseres Erkennens aufklären. Ein menschliches Erlebnis, sagte einer der besten Dozenten für Kunstgeschichte, führt uns oft tiefer in alles Kunsterkennen als jahrelanges Bemühen und Forschen. Dieses Wort, das mich sogleich tief ergriff, belegte er durch das Beispiel, daß vielen die Schönheit eines Platzes, wie des vor S. Annunziata in Florenz, nicht eher klar aufgeht, bis irgend ein Erleben sie aus dem Gleis alltäglichen Fühlens wirft. Dann scheinen wie durch ein Wunder die Augen aufgetan, und mit dem Gefühl der Lust über das Schöne verbindet sich die Einsicht in die Anregung zu dieser Empfindung, die in den Verhältnissen der Gebäude, in der Geschlossenheit des Platzbildes ihren Ursprung hat. Seitdem habe ich erkannt, daß die Vorbedingung, die Voraussetzung jeden Kunstempfindens das Erlebnis sei. Um so mehr mußte ich mich als Kunstfreund darüber ereifern, als man in der Erkenntnis, daß die Kunst bei der Ausbildung der Jugend nicht vernachlässigt werden dürfe, um dies Versäumnis mehrerer Jahrhunderte wettzumachen, den Unterricht der Kunstgeschichte in unsere Schulen einführte. Nur wenige leitet eine Wissenschaft (das ist Kunstgeschichte) zur Kunst selbst, die ein eigenes Gebiet unserer Auseinandersetzung mit dem Unendlichen bedeutet. Und außerdem ist Kunstgeschichte, wie sie zumeist getrieben wird, eine Geschichte des Lebensganges des Künstlers und der Stile, die einer willkürlichen Trennung der